

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der
hervorragendsten Schrift-
steller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1915. Neunter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Der fleck auf der Stirn

Eine amerikanische Geschichte von A. O. Klausmann

(Nachdruck verboten)

Der Kapellmeister Martin Rogers saß in seinem Landhause am Hudson und las einen Brief, den er soeben mit der ersten Post erhalten hatte. Das Schreiben kam von der Direktion des New Yorker Metropolitantheaters und teilte Rogers mit, daß seine Operette „Die Königin von Ninive“ erst im nächsten Jahre zur Aufführung gelangen könnte.

„Wir sind“, schrieb die Direktion, „mit drückenden Verpflichtungen zur Aufführung neuer Musikwerke überlastet und können es beim besten Willen nicht anders einrichten, als daß Ihr Opus erst nach Jahresfrist zur Aufführung kommt. Wir müßten Ihnen sonst anheimstellen, das Werk zurückzuziehen.“

Das war ein schwerer Schlag für Rogers, und er traf ihn gänzlich unerwartet. Welche Hoffnungen hatte er nicht auf diese Operette und den Erfolg, den er damit sicher zu erzielen hoffte, gesetzt!

Als seine Gattin Hatty mit der kleinen Bessy, ihrem einzigen Kinde, eintrat, sah sie sofort, daß der Gatte eine unangenehme Nachricht erhalten hatte. Sie bat um den Brief und war ebenfalls bestürzt. Aber Hatty war eine tapfere Frau; sie bezwang ihre Tränen und sagte: „Wir werden uns eben in Geduld fassen müssen.“

„Das müssen wir freilich,“ entgegnete Martin, „aber was in der Zwischenzeit aus uns werden soll, das weiß ich wirklich nicht. Ich rechnete sicher mit den Einnahmen aus der Operette. Das Erscheinen der Klavierauszüge, der einzelnen Lieder, die unzweifelhaft einen großen Erfolg haben werden, ist vorbereitet, ich habe auch von den Verlegern bereits Vorschüsse darauf und habe sicher mit großen Einnahmen gerechnet, die in den nächsten

Wochen ins Haus kommen mußten. Nun ist alles um ein Jahr hinausgeschoben, alle Hoffnungen sind zerplatzt wie Seifenblasen. Es ist mir wahrlich weniger um mich, Gatty, sondern um dich und um das Kind. Ich hatte sicher gehofft, daß für euch die Zeit der Prüfungen, die Zeit des Darbens und Entbehrens vorüber wäre!“

„Ach, laß das doch! Die kleine Bessy weiß noch gar nicht, um was es sich handelt, und daß mir das Glück, mit dir vereint zu sein, genügt, weißt du. Aber du selbst brauchst Erholung. Du hast dich in der letzten Zeit überarbeitet. Du mußt nach dem Süden, am besten nach Ägypten. Wenn du noch einen Winter hier bleibst, droht dir Gefahr. Das hat dir der Arzt gesagt, wie du selbst genau weißt. Kannst du die Operette denn nicht zurückziehen und anderswo —“

„Das hätte keinen Zweck, Gatty. Wenn man mit einem Bühnenwerk in Amerika und später auch in Europa Erfolg haben will, muß es den Stempel der Metropolitanoper von New York tragen. Erst wenn es dort anerkannt ist, kann es seinen Siegeslauf über die ganze Welt antreten. Ließe ich die Operette zuerst anderwärts aufführen, so würde mir das die New Yorker Gesellschaft sehr übelnehmen. Vor allem wären der Operette hier alle Türen verschlossen, wenn ich sie zuerst in Europa zur Aufführung brächte. Du weißt, das Metropolitantheater befindet sich in den Händen der obersten Fünfhundert, das heißt der reichsten Leute New Yorks und Amerikas überhaupt. An keinem anderen Opernhause gibt es bessere Gesang- und Musikkräfte, wird so viel auf Ausstattung gegeben, und meine Operette verlangt eine glänzende Ausstattung. Auch mit den Klavierauszügen ist nur ein gutes Geschäft zu machen, wenn man vermerken kann, daß die Operette

am Metropolitantheater in New York mit Erfolg aufgeführt worden ist.“

„Du hattest aber doch die Zusage, daß die Aufführung bestimmt innerhalb der nächsten Wochen vor sich gehen sollte.“

„Gewiß. Da aber die Direktion vollständig abhängig ist von den Aktionären, spielen eben Verhältnisse mit, die es an keiner anderen Bühne gibt. Es ist mir irgend jemand vorgezogen worden, der mehr Protektion hat als ich. Es fehlt mir eben an Freunden, oder vielmehr ich habe Feinde, die gegen mich arbeiten. Und das will ich einmal feststellen, mich bei der Direktion erkundigen, warum die Aufführung meiner Operette verschoben worden ist.“

Er nahm seinen Hut, küßte Weib und Kind und eilte nach der Eisenbahnstation, um nach New York hineinzufahren.

Seine Frau sah ihm mit tränenden Augen nach. Jetzt brauchte sie sich nicht mehr zu beherrschen, konnte ihren Tränen freien Lauf lassen.

Ja, ihr Mann hatte Gegner und Feinde, die ihm das Leben zur Hölle machten! Und zu den schlimmsten gehörten ihr eigener Vater und ihre Stiefmutter, die Freunde ihres Vaters und alle die Leute, die für ihren Vater und gegen sie waren, weil sie den armen Künstler geheiratet hatte.

Drei Jahre waren es jetzt her, seitdem Martin Rogers als Kapellmeister an die Metropolitanoper in New York gekommen war. Der Ruf eines hochbegabten Musikers und Künstlers ging ihm voraus. Binnen kurzem begann der junge, sehr ansehnliche Musiker eine Rolle in der New Yorker Gesellschaft zu spielen. Er wurde mit Einladungen überschüttet, die New Yorker Milliardäre beeilten sich, ihn als Musiklehrer für ihre

Kinder zu engagieren, so daß ihm die Zeit bald zu kurz wurde, selbst wenn er von früh bis abends tätig war. So hatte Martin auch Gatty Broom, die Tochter eines reichen Kohlenminenbesizers, kennen gelernt, der zwar nicht zu den Milliardären, aber doch zu den vielfachen Millionären gehörte. Der alte Broom war ein Mann, der von der Pike auf gearbeitet hatte. Er war erst Träger auf einem Kohlenplaz geweseu und hatte sich dann bis zum Kohlenhändler und schließlich bis zum Bergwerksbesizer emporgearbeitet. Er war ein schroffer, eigenmächtiger Charakter, ein Tyrann in seiner Familie. Die Frau war zeitig gestorben, und die beiden Kinder, die zurückblieben, Gatty und ihr Bruder Philipp, hatten beim Vater keine guten Zeiten. Zwischen Vater und Sohn brach schließlich ein derartiger Streit aus, daß Philipp das väterliche Haus verließ und nach dem Westen ging, wo er seit Jahren verschollen war. Es hieß, er fristete als Cowboy sein Leben. Die Schwester hatte sich daran gewöhnt, ihn als Toten zu betrauern.

Ihr Vater war selbstverständlich der Meinung, daß sie eine glänzende Partie machen müsse. Da aber kam die Bekanntschaft mit dem Kapellmeister und die Liebe auf den ersten Blick. Natürlich wollte Broom von einer solchen Heirat durchaus nichts wissen, und als Gatty einundzwanzig Jahre alt war und nun ohne Genehmigung des Vaters heiratete, verbot er ihr sein Haus und erklärte ihr, bei seinen Lebzeiten würde sie nimmermehr einen Pfennig von ihm bekommen. Broom ging aber noch weiter in seinem Born. Er sorgte dafür, daß Martin seine Stellung als Kapellmeister verlor, und daß auch der Schüler immer weniger wurden.

Rogers hatte sich etwas erspart und Gatty ihm die Schmucksachen mit in die Ehe gebracht. Mit Aufbietung seines ganzen Könnens hatte dann Martin

seine Operette komponiert, und sie war unzweifelhaft gelungen, ein großer Erfolg stand in Aussicht. Die musikalischen Fachmänner der Metropolitanoper nahmen auch die Operette an. Aber nun kamen wieder die Quertreibereien seiner Feinde.

Wenn Gatty noch ihre Mutter gehabt hätte, dann wäre sicher alles anders gekommen. Aber der Vater hatte nach dem Tode der ersten Frau zum zweiten Male geheiratet, und die zweite Frau, mit der er in kinderloser Ehe lebte, suchte alles aufzubieten, um eine Versöhnung zwischen Vater und Tochter zu verhindern. Gatty wußte es: diese Frau war die treibende Kraft bei allen Nichtswürdigkeiten, die gegen Martin unternommen wurden.

„Also daß du es weißt: meine Operette ist zurückgestellt worden, weil ein Günstling der Herzogin von Craig vor mir kommen soll. Sie und der Vorsitzende des Aufsichtsrates, deines Vaters Freund Ponsonby, sind meine gefährlichsten Feinde.“

„Wie wäre es,“ entgegnete Gatty, „wenn ich mich an Jane wenden und sie um Beistand bitten würde?“

„Du willst dich doch nicht etwa vor der Prinzessin von Moradabad demütigen?“

„Was kommt es auf das Demütigen an, wenn man sich damit Glück und Ruhe erkaufen kann! Als Jane noch Nasby hieß und noch nicht den indischen Fürsten von Moradabad geheiratet hatte, waren wir sehr gute Freundinnen.“

„Damals hatte ihr Vater noch nicht die Millionen am Petroleum verdient, damals war Jane auch noch eine ganz verständige Person. Später aber wurde sie größenwahnsinnig. Damals führte sie noch nicht den närrischen Kampf mit Mary Gilbert, die damals aller-

dings auch noch nicht Herzogin von Craig war. Aber als Mary Gilbert sich mit den Millionen ihres Vaters den englischen Herzog kaufte, ruhte Jane nicht eher, als bis sie die Gattin eines indischen Fürsten war. Sie hatte den besseren Teil erwählt, denn ihr braunhäutiger Gemahl hat sie nach kurzer Ehe als ungeheuer reiche Witwe hinterlassen, während die Herzogin von Craig, deren Mann sich auf der Fuchsjagd den Hals brach, in der Ehe einen großen Teil ihres Vermögens zugesetzt hat. Haben diese beiden verrückten Weiber nicht einen Kampf geführt, über den sich alle Vernünftigen amüsiert haben? Hat nicht die Herzogin von Craig hier in New York eine Ausstellung von Gemälden veranstaltet, auf denen alle ihre Schlösser, ihre Lustjacht, ihre Landsitze zusammengestellt waren? Und überall sah man sie auf den Bildern neben ihrem herzoglichen Trunkenbold. Hat nicht unmittelbar darauf die Gattin des Nabobs von Moradabad ebenfalls eine Gemäldeausstellung hier in New York veranstaltet, um auf den Bildern zu zeigen, wie sie die Herrin von Tausenden von Untertanen ist, wie sie selbst, mit Edelsteinen behängt, auf gold- und edelsteingeschmücktem Elefanten reitet? Und natürlich hat sie mit ihren exotischen Darstellungen von Menschen und Tieren, von Palmen und indischen Gebäuden die schottische Staffage geschlagen, die die Herzogin auf ihren Bildern zur Ausstellung brachte. Nun sind sie beide Witwen und wohnen wieder in New York, sind umschwärmt von Freiern und bekämpfen sich wie zwei Hyänen. Jede will die erste in der Gesellschaft der Fünfhundert sein, die mit ihrer republikanischen Gesinnung prahlen und nichts begehrenswerter finden als ausländische Adelstitel.“

„Alles richtig, was du sagst, Martin. Aber eben deswegen wäre es doch ein guter Schachzug, wenn ich

mich hinter meine ehemalige Freundin Jane steckte, die doch die Todfeindin der Herzogin von Craig ist. Jane würde alles tun, um zu verhindern, daß die andere Operette aufgeführt würde, schon um der Herzogin von Craig einen Streich zu spielen. Für sie wäre das eine Kleinigkeit, und uns wäre geholfen.“

„Gib dich keinen Illusionen hin, Hatty. Sie würde dich gar nicht empfangen. Ponsonby bewirbt sich um ihre Hand, und da Ponsonby der Vorsitzende des Aufsichtsrates ist —“

„Da werde ich mich an Ponsonby direkt wenden,“ erklärte Hatty. „Ich habe als Kind auf seinen Knien gesessen, habe ihn ‚Onkel‘ genannt. Er war stets lebenswürdig gegen mich und —“

„Laß das lieber bleiben, du würdest dich nur zwecklos vor ihm demütigen. Lies lieber hier in dieser Zeitung, wie die Herzogin von Craig soeben einen großen Sieg über ihre Gegnerin errungen hat. Sie hat die Prinzessin von Moradabad vollständig geschlagen. Selbst Ponsonby wird, glaube ich, es jetzt nicht wagen, gegen die Herzogin von Craig aufzutreten. Es ist lächerlich, um was sich das Interesse der Milliardärweiber dreht. Übrigens habe ich doch einen Erfolg von meiner heutigen Fahrt nach New York gehabt. Mein Verleger hat bei mir ein Lied bestellt, das ich schleunigst komponieren will, und dessen Ertrag uns für die nächste Zeit vor dem Schlimmsten schützen wird.“

Martin Rogers ging nach seinem Zimmer, und Hatty widmete sich dem Lesen der Zeitung. Was sie erfuhr, war folgendes.

Es fand in New York eine Hundeschau nur von Luxus- und Zwerghunden statt, die von den Damen der obersten Fünfhundert in New York besichtigt wurde. Auch die Prinzessin und die Herzogin hatten ihre Hunde,

sogenannte „Blenheim-Spaniels“, ausgestellt, und wie die Morgenzeitungen meldeten, hatte der Hund der Herzogin den ersten Preis erhalten. Die Herzogin hatte gesiegt, und die Prinzessin hatte eine schwere Niederlage erlitten.

Spaltenlang war der Bericht über das Urteil der Preisrichter. Die Hunde der Prinzessin und der Herzogin waren ganz gleichmäßig schön und echt, und ihre Aussichten waren fast gleich gewesen. Die hundert Punkte, die sich zusammensetzen aus „allgemeiner Erscheinung, Kopf, Einsenkung zwischen den Augen, Schnauze, Augen, Ohren, Behaarung und Federn, Farben und Abzeichen und Fleck auf der Stirn“, waren bei beiden Hunden gleich groß — mit Ausnahme des letzten Punktes: Fleck auf der Stirn. Der Blenheim-Spaniel der Herzogin hatte auf der weißen Stirn einen wunderbar regelmäßigen braunen Fleck, der das Hauptrassekennzeichen bildet. Auch der Spaniel der Prinzessin hatte diesen Fleck, aber er war unregelmäßiger und kleiner. Deshalb war der Fleck des Hundes der Herzogin um zehn Punkte höher gewertet worden, und dadurch bekam er den ersten Preis. Die Zeitungen brachten auch die Abbildung der beiden Hunde, sie brachten eine vergrößerte Darstellung des fraglichen braunen Fleckes auf der weißen Stirn der Hunde, und jeder New Yorker Stiefelpuherjunge konnte sich darüber unterrichten, warum der Hund der Herzogin um zehn Punkte mehr wert war als der der Prinzessin.

Die meisten Zeitungen in New York kennen kein interessanteres Thema, als täglich mitzuteilen, was die reichen Leute treiben, wie sie sich amüsieren, was sie essen und trinken, und wenn es geht, wird auch ein wenig Klatsch aus den vornehmen Kreisen veröffentlicht, wobei es auf kleine Übertreibungen nicht an-

kommt. Daß die Prinzessin von Moradabad und die Herzogin von Craig einen Kampf um den Vorrang in der Gesellschaft führten, interessierte selbst die Lastträger am Hafen, das interessierte die kleinsten Leute; denn es handelte sich um „prominente“ Frauen, und alles, was „prominent“ ist, kann in Nordamerika auf Interesse rechnen.

Auch der Eisenbahnkönig Ponsonby las in den Morgenzeitungen von dem Siege der Herzogin von Craig.

Ponsonby seufzte. Da kamen böse Tage für ihn. Die Schuld an der Niederlage der Prinzessin fiel gewiß auf ihn, denn er hatte ihr den Blenheim-Spaniel geschenkt. Es war ein ausgezeichnetes Tier, ein Rassehund, der bare zehntausend Dollar gekostet hatte. Es war ein kleines, nicht einmal schönes Geschöpf mit langen Haaren und sogenannten „Federn“, das heißt etwas starren Haaren, die zwischen den Beinen der Pfoten schräg seitwärts herauswuchsen und wirklich beinahe wie Federn aussahen. Das Hündchen, das Ponsonby der Prinzessin geschenkt hatte, galt für das edelste und beste Tier seiner Rasse in Amerika.

Da hatte die Herzogin von Craig nicht geruht, bis einer ihrer Verehrer einen noch teureren Hund aus England hatte kommen lassen.

Es war selbstverständlich, daß die Prinzessin die Niederlage, die sie durch ihren Hund erlitten hatte, als ein entsetzliches Unglück betrachten würde, und ebenso selbstverständlich war es, daß Ponsonby sofort zu ihr eilen mußte, um sie zu trösten. Bevor er zur Börse fuhr, jagte er in seinem Auto nach dem Palais der Prinzessin in der fünften Avenue.

Schon als Ponsonby mit dem Portier der Villa sprach, hatte er das Gefühl, daß in diesem Hause etwas

Furchtbares geschehen sei. Der Portier wagte nur zu flüstern und meinte, er glaube nicht, daß Ihre Durchlaucht die Prinzessin Herrn Ponsonby empfangen würde. Die Prinzessin sei vor Bohn todkrank.

Aber Ponsonby kannte den Zauberschlüssel, der alle Türen öffnet: er drückte dem Portier ein Goldstück in die Hand, und da zuckte der Mann die Achseln und ließ den Eisenbahnkönig eintreten.

Im Vorsaal empfing Rosamond, die Hofe der Prinzessin, den Gast. Rosamond hatte natürlich verweinte Augen und machte den Eindruck, als käme sie geradeswegs von einem Sterbebett.

„Wie geht es Ihrer Durchlaucht?“ fragte Ponsonby besorgt.

„Es ist schrecklich, Mister Ponsonby, ganz entsetzlich! Ich fürchte, Ihre Durchlaucht hat den Tod davon!“

Dabei führte sie Ponsonby aus dem Vorsaal ins Empfangszimmer und öffnete dann leise die Tür zu dem benachbarten Salon. Auf Möbeln und auf der Erde sah man zerrissene Spizen herumliegen.

„Als die Nachricht eintraf, daß der Hund der Herzogin den ersten Preis bekommen hatte, bekam die durchlauchtigste Prinzessin einen Schwächeanfall. Dann brach der Bohn bei ihr aus und sie zerriß für fünftausend Dollar echte Valenciennespizen, Kunstwerke, wie sie zum zweiten Male in der Welt kaum wiederzufinden sind. Da liegen die Reste. Dann bekam sie einen Weinkrampf. Wir haben drei Ärzte geholt, und diese verordnen Schonung, strengste Schonung. Aber sie haben alle bedenklich die Köpfe geschüttelt, und das ist kein gutes Zeichen, Mister Ponsonby!“

Ponsonby nahm die Reste einer duftigen Spizenkante vom Boden auf und fragte: „Das stammt also von den kostbaren Spizen?“

„Gewiß,“ antwortete Rosamond weinend. „An eine Wiederherstellung der Spizen ist nicht zu denken.“

Ponsonby griff in die Westentasche, in der der Amerikaner seine Banknoten zu tragen pflegt. Der Amerikaner hat fast nie eine Geldtasche bei sich, sondern trägt das Silbergeld lose in der Hosentasche, Gold lose in der linken Westentasche und Papiergeld zu Röllchen zusammengeknüllt in der rechten Westentasche. Ponsonby nahm also eine Banknote, reichte sie Rosamond und sagte: „Sie wissen, daß ich mit Anerkennung nicht knaufere. Sehen Sie einmal und sehen Sie nach, ob ich die Prinzessin nicht wenigstens einen Augenblick sprechen und ihr einige Worte des Trostes sagen kann.“

Rosamond verschwand, aber sie kehrte auffallend rasch zurück und schien etwas betreten.

„Nun?“ fragte Ponsonby.

Rosamond streckte abwehrend die Hände aus. „Unmöglich, ganz unmöglich, Mister Ponsonby!“ sagte sie. „Schon Ihr Name hat die durchlauchtigste Prinzessin in helle Wut versetzt. Sie hat ein Wasserglas nach mir geworfen, mich aber zum Glück nicht getroffen, sondern nur einen venezianischen Spiegel, der in Trümmer gegangen ist. Sie läßt Ihnen sagen, Sie sollen überhaupt nicht wiederkommen; sie will Sie niemals wiedersehen, denn Sie seien schuld an ihrer Niederlage.“

„Als ich Ihrer Durchlaucht den Hund schenkte, war es der beste Hund, den es in Amerika gab, und ich habe ihn ihr natürlich nicht zu dem Zwecke gebracht, damit sie ihn auf Ausstellungen schickt.“

„Verzweifeln Sie nicht, Mister Ponsonby,“ flüsterte Rosamond. „Die Zeit heilt alle Wunden. In den nächsten Tagen natürlich dürfen Sie sich hier nicht sehen lassen. Aber ich bin überzeugt, wenn der erste Schmerz

vorüber ist, wird Ihre Durchlaucht selbst sich daran erinnern, welch getreuer Freund Sie sind, und ich werde mir dann erlauben, Ihnen einen Wink zukommen zu lassen. Ich garantiere Ihnen, daß Sie dann angenommen werden.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Ponsonby. „Sie sind ein ebenso kluges wie liebenswürdiges Mädchen, Miß Rosamond. Also ein Wasserglas hat sie nach Ihnen geworfen?“

„Ja, ein Wasserglas, sogar ein gefülltes. Aber wie gesagt, es traf nicht meinen Kopf, sondern nur einen venezianischen Spiegel.“

„Es wäre auch schade um diesen schönen Kopf gewesen,“ meinte Ponsonby.

Dann griff er in die Westentasche, steckte Rosamond wieder eine Banknote zu und sagte: „Ich erwarte also Ihre Nachricht. Ich weiß, man kann auf Sie bauen.“

„Mister Ponsonby, Missis Rogers wünscht Sie zu sprechen.“

Ponsonby verzog das Gesicht. Der Besuch war ihm nicht angenehm, denn er kam dadurch in einen gewissen Zwiespalt. Er hatte wirklich noch etwas übrig für sein Patenkind Gatty, andererseits konnte er ihr nicht gut helfen, denn der alte Broom war sein Geschäftsfreund, mit dem er es nicht verderben wollte.

Er empfing also Gatty mit etwas süßsaurer Miene und fragte ganz geschäftsmäßig: „Was führt Sie zu mir, liebes Kind, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen,“ sagte Gatty.

Ponsonby lächelte. „Ein Geschäft? Was wird mich das Geschäft kosten?“

„Es handelt sich nicht gerade um Geld,“ entgegnete

Hatty, „aber ich wünsche, daß die Sache ganz geschäftsmäßig behandelt wird. Ich bin in der Lage, Ihnen eine außerordentliche Gefälligkeit zu erweisen, und ich erwarte, daß Sie mir als Entgelt eine solche ebenfalls nicht abschlagen.“

„Also Leistung und Gegenleistung,“ antwortete Ponsonby. „Bitte, sprechen Sie.“

„Sie interessieren sich für meine Jugendfreundin Jane, die jetzige Prinzessin von Moradabad. Es liegt Ihnen sehr viel daran, dieser Dame, die soeben eine schwere Niederlage durch eine andere meiner Jugendfreundinnen, die Herzogin von Craig, erlitten hat, einen guten Dienst zu erweisen. Ich werde Ihnen nun die Mittel an die Hand geben, durch die die Niederlage der Prinzessin von Moradabad in einen Triumph verwandelt und die Herzogin von Craig in der Gesellschaft so gut wie unmöglich gemacht wird.“

„Sie versprechen viel, Kind! Können Sie das wirklich halten?“

„Ich bin Amerikanerin, und Sie sind ein Geschäftsmann, dessen Zeit kostbar ist. Ich verbringe meine Zeit nicht mit unnützen Dingen.“

„Sehr gut, sehr gut!“ sagte Ponsonby. „Und was verlangen Sie von mir als Gegengefälligkeit?“

„Mein Mann hat eine Operette, ‚Die Königin von Ninive‘, geschrieben. Die Operette ist am Metropolitanopernhaus angenommen, aber durch die Intrigen der Herzogin von Craig auf ein Jahr zurückgestellt worden. Sie sind der Vorsitzende des Aufsichtsrates und haben mit der Prinzessin von Moradabad großen Einfluß auf die Direktion des Metropolitanoperhauses. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie dafür sorgen, daß die Operette meines Mannes innerhalb der nächsten sechs Wochen aufgeführt wird, und ich liefere Ihnen die

Mittel, um die Herzogin von Craig unmöglich zu machen.“

„Die Operette ist bereits angenommen?“ fragte Ponsonby.

„Sie ist nicht nur angenommen, sondern sollte auch innerhalb der nächsten Wochen aufgeführt werden. Sie ist aber plötzlich auf ein Jahr zurückgestellt worden, weil ein Günstling der Herzogin von Craig bevorzugt wurde, und höchstwahrscheinlich weil auch mein Vater, der, wie Ihnen ja bekannt sein wird, meinen Gatten rücksichtslos verfolgt, seine Hand im Spiele gehabt hat.“

„Sie entschuldigen, meine Liebe,“ sagte Ponsonby lächelnd, „aber Sie sind Partei. Ich will also erst einmal an die Direktion des Metropolitanopernhauses telephonieren und fragen, wie es sich mit der Operette Ihres Gatten verhält.“

„Tun Sie das. Ich bin ganz damit einverstanden.“

Ponsonby telephonierte, legte dann den Hörer beiseite und sagte: „Stimmt alles. Man wollte der Herzogin von Craig gefällig sein und hat deshalb die Operette Ihres Gatten zurückgestellt. Also ich gebe Ihnen mein Wort, dafür zu sorgen, daß die Operette Ihres Gatten sofort zur Aufführung gelangt — vorausgesetzt, daß Sie auch Ihr Wort halten. Wodurch wollen Sie also die Herzogin von Craig unmöglich machen?“

„Weil sie einen Betrug begangen hat, und zwar mit ihrem Blenheim-Spaniel auf der Hundeschau. Der erste Preis gebührt dem Hunde der Prinzessin von Moradabad.“

„Und diesen Beweis können Sie erbringen?“

„Selbstverständlich, Mister Ponsonby. Der Fleck auf der Stirn des Hundes der Herzogin von Craig ist nicht echt, wenigstens nicht ganz echt, sondern man hat mit Farbe nachgeholfen.“

„Und das sollten die Mitglieder der Jury, welche die Preise verteilten, nicht gesehen haben?“

„Es sind eben Männer, die vom Haarfärben nichts verstehen. Aber ich habe Erfahrung gerade im Haarfärben. — Sie sehen, ich habe braunes Haar, aber an der rechten Kopffseite habe ich auch eine Strähne goldblonden Haares, das Erbteil meiner deutschen Mutter. Seit frühester Kindheit mußte ich dieses blonde Haar braun färben und ich habe Praxis in solchen Dingen. Kommen Sie mit mir nach der Hundeausstellung, und ich werde Ihnen deutlich den Betrug am Stirnfleck des Spaniels der Herzogin zeigen. Der Hund hat eine rosige Haut, natürlich auch dort, wo braune Haare auf derselben wachsen. Wenn Sie sich den Hund genau ansehen, werden Sie aber finden, daß die Stelle der Haut, auf der die gefärbten Haare stehen, ebenfalls braun ist, weil das Färbemittel, das man auf die weißen Hundehaare brachte, eben auch die Haut darunter färbte. Auch auf meiner Kopfhaut habe ich immer einen braunen Fleck unter den Haarwurzeln der gefärbten Blondhaare. Sie müssen also Protest erheben und dafür sorgen, daß der gefärbte Hund unter sichere Bewachung gestellt wird. In wenigen Tagen sind die gefärbten Haare, die früher weiß waren, wieder ein Stückchen nachgewachsen und werden dann an der Wurzel weiß sein. So ist der Beweis geliefert, daß mit dem Hunde ein Betrug geschehen ist. Die Herzogin von Craig ist blamiert und muß sich nach England zurückziehen. Die Prinzessin von Moradabad wird die unumschränkte Herrscherin der obersten Fünfhundert von New York. Aber beeilen Sie sich mit Ihrem Protest, denn morgen wird die Ausstellung geschlossen.“

Als am nächsten Morgen Martin Rogers nach der Stadt fuhr, um in dem Institut, in dem er angestellt war, Unterricht zu geben, hörte er schon an dem gellenden Schreien der Zeitungsjungen, daß sich etwas Besonderes ereignet hatte.

„Eine Herzogin als Betrügerin!“ schrien die Jungen, und die druckfeuchten Exemplare wurden ihnen förmlich aus der Hand gerissen.

Martin las den Artikel, der berichtete, daß der auf der Hundeschau mit dem ersten Preise bedachte Blenheim-Spaniel der Herzogin von Craig „gedoppelt“, das heißt gefälscht war. Er las ferner, daß man noch in letzter Stunde hinter den Betrug gekommen, daß gegen die Prämiiierung Protest erhoben sei, und daß die Jury der Ausstellung beschlossen habe, den Hund unter strenge Aufsicht zu stellen. Es sei eine große Anzahl von Detektiven engagiert worden, die den verdächtigen Hund auf das strengste überwachten. Es wurde ferner mitgeteilt, daß die gesamte Presse New Yorks einen Sicherheitsdienst durch ihre Berichterstatter mit aller Strenge bei dem verdächtigen Hunde eingeführt habe. Tag und Nacht sollte dieser Überwachungsdienst auch durch die Presse ausgeführt werden, um zu verhindern, daß man den Hund entfernte oder irgendwelche weiteren Manipulationen mit ihm vornahm.

Am Schlusse des Artikels wurde mitgeteilt, die Herzogin von Craig habe erklärt, sie habe ihren Hund nicht gefärbt und wisse nichts von einer Färbung. Es handle sich um Ränke ihrer Gegner, und sie werde die Beleidigungsklage gegen sämtliche Zeitungen, ebenso gegen die Persönlichkeiten, die sie eines Betruges beschuldigten, anstrengen.

Rogers konnte die Zeit kaum erwarten, bis er wieder nach Hause kam, um seiner Frau die aufsehenerregende

Nachricht mitzuteilen. Ganz leise regte sich auch in seinem Innern die Hoffnung. Wenn die Herzogin von Craig wirklich unmöglich wurde, dann schob man vielleicht auch ihren Günstling beiseite, und seine Operette kam doch noch zur Aufführung.

Als er nachmittags nach Hause kam, empfing ihn Gatty mit so freudestrahlendem Gesicht, daß er zögerte, ihr seine Zeitung zu übergeben.

„Weiß schon alles, bin vollständig unterrichtet, vielleicht sogar besser als die Zeitungen. Weißt du, dein Frauchen hat ein wenig die Hand im Spiele gehabt. Ich habe die Hundeausstellung besucht und entdeckt, daß der Fleck auf der Stirn des Blenheim-Spaniel der Herzogin von Craig gefärbt ist, ich habe Ponsonby aufgesucht und ihn auf den Betrug aufmerksam gemacht. Er hat Einspruch gegen die Preiserteilung eingelegt und die Preisrichter veranlaßt, den Hund der Herzogin unter Aufsicht zu stellen. Ich habe das natürlich nicht umsonst getan, und hier hast du das Ergebnis meiner Bemühungen. Soeben habe ich einen Brief erhalten, in dem mir Ponsonby mitteilt, daß deine Operette morgen früh zur Einstudierung vorgenommen und innerhalb drei Wochen aufgeführt wird.“

* * *

„Der Hund der Herzogin bekommt unter dem Stirnfleck weiße Haare!“ riefen die Zeitungsjungen drei Tage später.

Es war kein Zweifel — der Stirnfleck des preisgekrönten Blenheim-Spaniels war zum Teil durch künstliche Färbung hergestellt worden.

Die Sensationsnachrichten folgten sich in den nächsten Tagen. Die Hofe der Herzogin von Craig gestand öffentlich ein — natürlich gegen gute Bezahlung von

seiten ihrer Herrin —, daß sie es gewesen sei, die heimlich den Hund gefärbt habe, um ihrer Herrin den ersten Preis zu verschaffen. Dann kam die zweite Nachricht, daß die Bofe geflüchtet sei. Man erfuhr ferner, daß sich die Herzogin von Craig auf ihre Güter in England begab.

An einem der nächsten Sonntage aber ging es in dem kleinen Landhause der Rogers recht großartig zu. Ponsonby hatte sich selbst bei Rogers zu Tisch gebeten, weil er wichtige Abmachungen treffen wollte. Hatty bot alle ihre Hausfrauentkünste auf, um den Eisenbahnkönig würdig zu empfangen.

Er kam nicht mit leeren Händen. Er brachte im Auftrage der Prinzessin von Moradabad, die für ihren Hund den ersten Preis zugesprochen erhielt, einen kostbaren Schmuck für Frau Hatty als Zeichen der Dankbarkeit.

„Wie sind Sie zu beneiden, lieber Rogers!“ sagte der Eisenbahnkönig, nachdem das Essen vorüber war. „Welch reizende Häuslichkeit haben Sie, und wie glücklich sind Sie mit Weib und Kind! Ich bin ein alter Junggeselle und lebe trotz meines Reichthums einsam und verlassen.“

„Man sagt doch, Sie hätten die Absicht, noch zu heiraten?“ fragte Hatty.

„Man sagt vieles von uns Leuten, die wir in der Öffentlichkeit stehen. Wahrscheinlich glauben auch Sie, daß ich Ihre Freundin, die Prinzessin von Moradabad, heiraten möchte. Aber ich glaube, meine Aussichten sind nicht allzu günstig. Wenn man einmal Prinzessin gewesen ist, entschließt man sich schwer dazu, eine einfache Missis Ponsonby zu werden. Sie hat mir auch eine gar zu rasche Hand, die gute Prinzessin. Nun, warten wir's ab. Und Sie selbst sollen's auch abwarten,

nämlich die Aufführung der Operette. Hat Ihr Mann Glück, will ich dafür sorgen, daß Ihr Vater noch stolz auf seinen Schwiegersohn wird. Und das alles um ein paar gefärbte Haare auf der Stirn eines kleinen Hundes! Sehen Sie, die ganze Welt wird durch Kleinigkeiten in Aufregung erhalten, und aus Kleinigkeiten entstehen die staunenswertesten Sachen.“

